

Der dicke Major.

Humoreske von Frhn. v. Schlicht.

Der dicke Major Werner sollte abgefeuert werden, er sollte in Pension gehen, er war zu dick.

Ueber diese beiden Punkte, sowohl über die nachgehende Verabschiedung des Herrn Major wie über seine Dide waren sich alle Vorgesetzten einig, alle waren mit der bevorstehenden Verabschiedung vollständig einverstanden, nur die Hauptperson nicht, der Herr Major, der streifte nach allen Regeln der Kunst und war seinem Anspruch zugänglich.

Und das war für die Vorgesetzten sehr traurig, mit Gewalt wollte und konnte man gegen den Herrn Major nicht gut vorgehen, denn erstens war er trotz seiner Körperfülle ein sehr tüchtiger Offizier, und zweitens hatte er Verbindungen und Konnexionen — sein Bruder, der sich in der Angelegenheit völlig neutral behielt, war in dem Armeekorps Chef des Stabes und den wollte man nicht dadurch kränken, daß man seinem lieben Bruder einfach den blauen Brief in's Haus schickte.

Das konnte der Herr Oberst unter Umständen doch über nehmen und mit dem Chef des Stabes verdröste er sich kleiner gern, nicht einmal der Herr Divisionskommandeur, fernerhin jeder Divisionist gern kommandirender General werden will. Und ob er das wird, das hängt zwar nicht gerade von dem Chef des Stabes ab, oh nein, aber vortheilhaft ist es gerade nicht, wenn der Chef seinem Brodherren, dem Herrn Kommandirenden, immer mit der Nachricht in den Ohren liegt, daß der Herr Divisionskommandeur eigentlich und uneigentlich eine ziemlich große Null sei.

Aus diesen und manchen anderen Gründen sollte der Major freiwillig gehen, und der Oberst erhielt von der Brigade und der Division den Auftrag, ihm dies in zwar zarter, aber nichts desto weniger trotzdem sehr deutlicher Weise nahe zu legen. Und der Herr Oberst legte es ihm nahe, hätte er sich selbst gehäzt und sich selbst für vollständig unfähig gehalten, so hätte er sich seine eigene Verabschiedung nicht wärmer als ein Herz legen können, er sprach mit der Bereitwilligkeit eines Demosthenes und mit der Ausdauer eines modernen Reichstagsabgeordneten, als er aber endlich aufhörte zu reden, weil er fürchtete, einen Kinabandkampf zu bekommen, da hatte er noch weniger als nichts erreicht, nämlich absolut gar nichts.

Als der Herr Oberst diese traurige Thatsache nach oben gemeldet hatte, bekam er auf dem Anstanzwege etwas auf den Hut. Die Höheren waren der Ansicht, er habe die Sache nicht richtig angefangen, er solle vier Wochen in's Land gehen und eben noch einmal mit dem Herrn Major sprechen, von dem man zwar wisse, daß er die Idee sei, von dessen Dideffigkeit man aber noch nie etwas gehört habe.

Und als vier Wochen in's Land gegangen waren, sprach der Herr Oberst noch einmal mit dem Major: in den glühendsten Farben schilderte er, wie schön das Leben in der Pension sei, wie köstlich es wäre, weiter nichts zu thun zu haben, als seine Hunde spazieren zu führen, wie erhaben und befriedigend das Gefühl sei, sich am frühen Morgen sagen zu können: Heute wird Dir Niemand grob und wird Dir doch Jemand grob, so wirst Du ihm wieder grob.

Diese Worte machten sichtbar Eindruck auf den alten Herrn Major, er nickte ein paar mal mit dem Kopfe, und als der Kommandeur endlich schwieg, da war er sehr davon überzeugt, dieses Mal den Sieg davon getragen zu haben. Aber er hatte sich geirrt, obgleich er der Vorgesetzte war, der Major machte nach wie vor sein vernünftiges Gesicht und sagte gelassen: „Später werde ich mit Freunden das ruhige Leben, genießen, das der Herr Oberst mir so schön schildert, vorläufig aber fühle ich mich noch zu jung und zu gesund, um mich jetzt schon auf die faule Wärendhaut zu legen.“

Und Excellenz bemerkte diesen Blick, er verstand ihn und ärgerte sich darüber: „Ich kenne dann keine Rücksicht mehr“, wiederholte er sehr bestimmt und energisch, „geht er nicht, dann muß er gehen, wenn es nicht anders geht, wenigstens es mir natürlich gegen das Herz ginge, ihn gehen lassen zu müssen.“

„Aha“, dachte der Adjutant, „er lenkt schon wieder ein. Ich bin neugierig, wie sich die Sache entwickelt und wer als Sieger aus diesem Kampfe hervorgeht.“

Die Neugierde des Adjutanten wurde auf seine harte Probe gestellt, denn schon am nächsten Tage sagte Excellenz: „Wir werden morgen früh um 3 Uhr fahren, wir sind dann um fünf dort, lassen sofort alarmiren und rücken dann gleich zu der Übung in's Gelände. Veranlassen Sie die Reiter und lassen Sie unsere Pferde rechtzeitig verladen.“

Der Adjutant war von diesen Worten nicht fonderlich erbaud, wenn er etwas auf der Welt dachte, war es das Aufstehen, und nun sollte er schon kurz nach Mitternacht aus dem warmen Bett herausziehen. Das beagte ihm absolut nicht, aber zu früh hatte es keinen Zweck, so schluderte er denn seine Klageseufzer und traf am nächsten Morgen mit seinem Herrn um 5 Uhr in der Nachbargarnison ein. Nach einigen Minuten war die Kaserne erreicht, der Spielmann der Wache wurde herausgerufen, das Alarmsignal gelassen, und eine kleine Viertelstunde später jagten die Spielleute der Kompagnien zu Fuß durch die Stadt, um unter den Fenstern ihrer Vorgesetzten das liebliche Lied zu blasen: Alarm, Alarm.

Als der Spielmann, der den dicken Major mobil machen sollte, vor dessen Haus ankam, sah er den Vorgesetzten zu seinem höchsten Erstaunen im Garten auf- und abgehen. Der war soeben von einer etwas länglichen Kneiperei nach Hause gekommen und bewunderte nun noch, wie er stets hat, seine Blumenbeete, ehe er sich schlafen legte.

Der Spielmann ging auf den Vorgesetzten zu. „Was willst Du, mein Sohn?“ „Ich soll Alarm blasen, Herr Major.“

Der Major befand sich in guter Stimmung, und so sagte er denn: „Wenn Dir das befohlen ist, dann müßt Du es auch ausführen. Also blas.“

„Zu Befehl, Herr Major.“ Und dreimal blies der Hornist dem Vorgesetzten, der ihm gegenüberstand, das Alarmsignal vor. „So, mein Sohn, nun hast Du die vorgeschriebenen Töne wohl von Dir gegeben, nun erzähl' mir mal, warum sollst Du denn Alarm blasen?“ „Excellenz hält auf dem Kasernenhof.“

„Aha“, sagte sich der Herr Major, „ich will mich verpflichten, fortan wie die kleinen Kinder um sieben Uhr Abends zu Bett zu gehen und nur noch Milch zu trinken, wenn dieser Befehl nicht gilt. Excellenz denkt natürlich: Did wie der Major Werner ist, wird er als lechter auf dem Kasernenhofe erscheinen, und ich kann ihm dann eine schöne Rede halten, daß man stets der erste, nie aber der letzte sein soll. Und ich werde der erste sein, Excellenz, darauf können Sie sich verlassen.“

Er winkte dem Spielmann zu verschwinden und gab dann dem Burschen den Befehl, die Pferde zu fassen. Er selbst steckte seinen Kopf tief in die Waschkübel, tief, ganz tief, dann kleidete er sich um, und gleich darauf stieg er in den Sattel. Das wäre für ihn eine schwere Arbeit gewesen, wenn der kleine Tritt, den er gedraufte, nicht gerade bis in die Höhe des linken Steigbügels gereicht hätte. So stieg er nun die kleine Leiter in die Höhe, schob den linken Fuß in den Bügel, schwang das rechte Bein über den Sattel, und oben war er. Und war er oben, dann blieb er auch oben, abwärts ließ er sich nicht, und heruntersteigen that er freiwillig auch nicht.

Nach einem Marsch von zwei Stunden erreichte man den Herdenpostplatz, und dort gab Excellenz die Befehlsparole aus. „Meine Herren“, meinte er zum Schluß, „wir wollen uns bemühen, das Geseft möglichst der Wirklichkeit entsprechend durchzuführen. Zu diesem Zwecke werde ich im Verlauf der Übung die verschiedenen Annahmen machen, und ich bitte Sie denn, diesen meinen Annahmen gemäß schnell zu handeln.“

Und die Annahmen begannen. Bald nahm Se. Excellenz an, daß plötzlich und unerwartet starke feindliche Artillerie auftauche, bald nahm er an, daß die Beschaffenheit des Geländes das Vorgehen der eigenen Truppen verhin-dere oder erschwere, bald nahm er dies, bald jenes an, und der Adjutant und die Ordnungsoffiziere jagten beständig durch die Welt, um dem Herrn Oberst und den anderen beritzenen Offizieren die Annahmen Sr. Excellenz zu überbringen. Mehr oder weniger gingen alle an nervös zu werden, denn man wußte nie so recht, was denn nur eigentlich los sei. Nur einer ließ sich absolut nicht aus seiner Ruhe herausbringen: das war der dicke Major; der sah behaglich auf seinem dicken Streitroß und traf seine Anordnungen so schnell und sicher, daß es eigentlich eine Freude war. Aber Excellenz freute sich gar nicht darüber.

Der Herr Major ist von einer geistigen Elastizität, die ich ihm nie und nimmer zugetraut hätte“, warnte er sich jetzt an seinen Adjutanten, „aber es kommt beim Militär doch nicht nur auf den Verstand an, auch das Leugere spielt eine nicht unbedeutende Rolle. Mit der Leibesfülle kann der Major doch nicht Oberst werden, da muß er doch oft durch seine Person das ihm unterstellte Offizierskorps repräsentiren und das kann er doch nicht, seine Erscheinung fordert doch geradezu Sport und Hohn heraus. Er ist zu dick, und das will ich ihm jetzt beweisen.“

Excellenz hatte einen guten Einfall und rief jetzt einen Ordnungsoffizier herbei: „Reiten Sie zum Herrn Major und überbringen Sie ihm von mir die Annahme, daß sein Pferd durch einen Granatschuß getödtet sei.“

Der Leutnant jagte davon und Excellenz ließ sich vergnügt die Hände: „Der Herr Major muß jetzt heruntersteigen, das wird ewig und zwei Stunden dauern, und ich kann ihm dann hinterher mit vollem Recht sagen: „Das geht nicht, Herr Major, Se. Majestät kann nur solche Offiziere gebrauchen, die körperlich gewandt sind.“ Das wird der Herr Major einsehen und insofgedessen gehen. Nun wollen wir es ein einmal ansehen, wie der Herr Major heruntersteigt.“

Excellenz hielt sich ein Fernglas ein, um den Vorgang möglichst genau beobachten zu können, aber der dicke Major rührte sich nicht, er blieb ruhig auf seinem Gaul sitzen. „Befehl überbracht!“ meldete in diesem Augenblick der Ordnungsoffizier. „Reiten Sie noch einmal zu dem Herrn Major hin und überbringen Sie ihm nochmals die Annahme, daß sein Pferd erschossen sei, und fragen Sie ihn, warum er nicht absteigt.“

Der Leutnant jagte davon, um schon nach einigen Minuten zurückzukommen. „Der Herr Major sitzt ja noch oben“, tobte Excellenz. „Geben Sie ihm denn die Annahme nicht überbracht?“ „Zu Befehl, Excellenz.“

„Und warum reit der Herr Major denn nicht ab?“ „Da sein Pferd nur in der Annahme todgeschossen ist, ist der Herr Major auch nur in der Annahme abgestiegen.“

Excellenz war farr, einfach farr, dann aber gab er es definito auf, den dicken Major heranzuliegen, und dieser blieb auch fernherhin in Amt und Würden.

Im Brunnenampf.

Ein Karlsbader Kur-Roman von Hugo Klein.

Ich weiß nicht, ob Jemand, der niemals die Karlsbader Diät an der Quelle genos, so recht weiß, was man im Umkreise des Sprudels unter „Brunnenampf“ versteht. Es ist ein Dampf, der den Kopf benebelt. Bevor das Karlsbader Wasser seine Heilwirkung ausübt, betäubt es sich nämlich im menschlichen Organismus durch verschiedene andere Wirkungen, die so typisch sind und in ihrem Aus-sprechen gewöhnlich so langsam erscheinen, daß sie den Brunnen-Ampf geradezu herausfordern, und wer alle anderen Opfer der Karlsbader Kur auf sich nimmt, findet sich auch mit dem „Brunnenampf“ ab. Die Ärzte verzeichnen sein Eintreten so-gar mit wohlgefälligem Schmunzeln und versichern zum Troste der Patienten, daß er ein untrügliches Anzeichen für den Beginn des Heilpro-zesses ist.

Für Hermann Hegel, den Sohn eines reichen Leipziger Fabrikanten, der sich seit etwa Wochenfrist in Karlsbad befand, hatte dieser Zustand allerdings etwas Unangenehmes. Er war eigentlich nicht zu Kur-zwecken nach Karlsbad gekommen und trant seine täglichen zwei Becher Mühlsbrunn eigentlich nur so nebenbei, um auch kleine Magenverstimmungen loszumachen, an deren Her-beiführung er immer selbst die Schuld trug. Er hatte den böhmischen Kurort aus ganz anderen Gründen besucht.

„Gör'mal, Hermann“, hatte sein Vater zu ihm gesagt, „Frau Lindemayer, die Gattin unseers Geschäftsfreundes in Berlin — Du weißt ja — hält sich zur Kur in Karlsbad auf, wo die Familie eine Villa hat. Ihre beiden Töchter sind bei ihr. Es sollen sehr schöne, ausgebildete Mädchen sein. Die Familie und die Verhältnisse sind die besten. Ich möchte Dich bei der Wahl einer Lebensgefährtin durchaus nicht zu irgend einem Schritte drängen, der Dir widerstehen könnte. Vielleicht gefällt Dir aber das eine oder das andere der jungen Mädchen so, daß Du Dich zu einer Heirath entschließen könntest. Karlsbad ist ein sehr angenehmer, unterhaltlicher Sommer-Aufenthaltsort. Ein paar Becher Mühlsbrunn täglich können Dir nicht schaden, im Gegentheil, vielleicht wird dann Dein Magen den großen Zumuthungen, die Du an ihn stellst, besser entsprechen können. Also meine ich, Du schmiß Dein Bündel, fährst nach Karlsbad und siehst Dir die beiden Fräulein Lindemayer an.“

Nun war Hegel junior schon beiläufig acht Tage in Karlsbad, wo er beinahe ausschließlich mit den Lindemayers verkehrte, und er berichtete nach Ablauf dieser ersten Woche darüber nach Hause wie folgt: „Lieber Vater! — Ja, welche von Beiden? Das ist die Frage. Sie sind beide gleich schön, gleich geistreich, gleich munter, gleich gut gewachsen. Fräulein Emilie, die ältere, ist eine schlanke Blondine mit den entzückendsten blauen Augen, in die ich mich sofort verliebt habe. Fräulein Charlotte, die jüngere, ist die schönste Brü-nette, die man sich vorstellen kann. Emilie hat sturbit, versteht sogar Latein, kennt die ganze moderne Literatur, ist begeistert für die Lösung der Probleme unserer Zeit, die wie Du weißt, auch mich so viel beschäftigen. Die Unterhaltung mit ihr gewährt viel, viel Genuß. Charlotte ist mehr für das Häusliche, sie führt zu Hause die ganze Wirtschaft und regiert auch hier alles. Ihre Kochkunst ist einfach bewundernswürth. Was sie innerhalb der Grenzen der Karlsbader Diät zu Stande bringt, grenzt an Märchen. Und Du weißt, lieber Vater, wieviel ich auf eine gute Tafel halte. Also — welche von den Zweien? Ich kann doch nicht beide heirathen... Ich komme mir schon vor wie das bekannte Brautheirath zwischen den beiden bekannten Heubündeln. Wenn ich nur an einer einen Fehler entdecken könnte! Wenn nur die Vorzüge dieser oder jener größer wären! Aber sie halten sich die Waage und Dein unglücklicher Herr Sohn schwand hin und her wie ein Rohr im Winde. Ich kann mich nicht entscheiden, ich bin einfach in Verzweiflung!“

Als Herr Hegel senior diesen Brief gelesen hatte, war er ihn ärgerlich auf den Tisch und murmelte vor sich hin — er war selbst ein alter Karlsbader-Pilger und konnte sich in der Sprudelfahrt aus —: „Der Junge hat wahrhaftig den Brunnenampf!“

Den Brunnenampf, — ja, wohl, den hatte: „Ich weiß nicht“, sagte Hermann vor sich hin, als er wieder einmal am Abend die Villa der Damen verließ, „ich bin wirklich zu dumm, um mich zu entscheiden. Es ist, um verrückt zu werden!“

Er kam an dem Pupp'schen Cafesalon vorbei und trat in den Garten, um noch ein Stündchen bei der Musik zu sitzen. „Nun, wie geht's, mein Lieber?“ sagte plötzlich jemand neben ihm. Er blickte auf. Es war der alte Brunnenarzt Dr. Ritter. „Schlecht, Herr Doktor!“

„Goho!“ „Es ist mir so ganz eigenthümlich zumuthe — ich möchte sagen, bußelig.“ „Wie wenn man aus einem sehr festen Schlaf aufwacht und sich nicht gleich zurechtfinden kann... Ich däm-

mete förmlich so hin, ein klares Denken ist mir unmöglich... Die Gedanken zerrinnen...“

„Ach so, Sie haben den Brunnenampf?“ „Gutes Symptom!... Aber setzen Sie doch ein, zwei Tage mit dem Trinken aus... Dann wollen wir sehen! Guten Abend!“

Der junge Mann blieb infolge dessen zwei Tage der Mühlsbrunn-Kolonnade fern. Am zweiten Tage fühlte er schon ganz genau, daß er klarer dachte. Heute muß die Entscheidung fallen“, sprach er vor sich hin, während er vor dem Spiegel stand und die breite, neue Kravatte umband. „Bevor der Brunnenampf wiederkehrt! Sonst komme ich nie zu einer Entscheidung.“

Als er das Haus verließ, hielt ihn der junge Mann, während er nachdenklich auf der Straße dahinschritt, „aber die Mädels sind, glaube ich, beide gleich tot...“ „Im Brunnenampf hat' ich garnicht so darauf geachtet. Die Depeche macht mich aufmerksam. Sie haben mich, durch ihr Entgegenkommen entzückt, sie schenken mir ihre schönsten Blide und ihr lieblichstes Lächeln — damit haben sie mich gefesselt. Bedenkt man's aber genau, so schenken sie auch allen andern die schönsten Blide und das lieblichste Lächeln. Namentlich diesem Bankier Georgi — wenn der erschienen ist, da war ich nicht mehr für sie vorhanden, da überließen sie mich stets der Lilly Müller, die sie nur als Jolie an sich gezogen haben, um zu zeigen, daß sie schöner und geistreicher sind als diese, und zugleich als Mith-ableiter für unbecueme Verehrer, wenn sie andere umschmeicheln wollen.“ Hermann Hegel blieb auf offener Straße stehen und schlug sich vor den Kopf. „Jetzt komm' ich erst darauf, daß ich mich immer über diesen Georgi geärgert habe! Ein Millionär — ja, ja... Ich wußte doch, daß ich kein geborener Esel bin... Aber in dem Brunnenampf war ich vernünftig, rein vernünftig... Nun heißt es doppelt vorständig sein. Heute will ich, ganz klaren Kopfes, beobachten — dann werden wir sehen!...“

Gegen Mittag landete er in der Villa der Grazien. Die Mama hielt wie gewöhnlich nach der Kur ihr Ruhehändchen. Die beiden Fräulein Lindemayer saßen auf der Veranda mit ihrer Freundin Lilly Müller. Es war eine lebhafteste Debatte im Gange. „Was regt denn die Damen so auf?“ fragte Hegel, nachdem er die schöne Gesellschaft begrüßt und Platz genommen hatte.

„Ach, wir stritten gerade über eine Frage“, sagte Emilie, „die von einer englischen Zeitung ihren Lesern vorgelegt worden ist, ob nämlich ein langer oder ein kurzer Brautstand vorzuziehen sei. Ich sprach mich für den längeren Brautstand aus. Und hab' ich etwa nicht recht? — Wenn es heut zu Tage so viele unglückliche Ehen giebt, so ist es deshalb, weil sich die Leute heirathen, ohne sich gänzlich kennen gelernt zu haben. Und dann ist doch der Brautstand ein so entzückender Zustand, wie er nie im Leben wiederkehrt, daß man ihn um jeden Preis verlängern soll, wenn es nur durchführbar ist. Hab' ich nicht recht?“

„Ich daeagen habe mich für den kürzeren Brautstand ausgesprochen“, sagte Charlotte lächelnd. „Gerade die Möglichkeit, daß sich die Leute gründlich kennen lernen, muß beschränkt werden. Sonst würde ja noch viel weniger geheirathet als bisher, und leider Gottes bleiben schon genug Mädchen sitzen.“

Hegel lächelte und wollte eben antworten, — da wurde die fortpulente Gestalt des Bankiers Georgi an der Gartenterrasse sichtbar. Sofort schnellten Emilie und Charlotte von den Sigen empor und eilten mit lautem Jubel dem neuen Ankömmling entgegen.

Der junge Mann erinnerte sich, daß sie ihm noch niemals in dieser Art entgegengetreten waren. Er biß sich ärgerlich auf seinen hübschen blonden Schnurrbart und wandte sich dann in seiner Verlegenheit an die mit ihm zurückgebliebene Lilly Müller. „Nun, mein Fräulein“, sagte er, „wie denken Sie darüber? — soll der Brautstand ein langer sein?“ „Das hängt immer von dem Freier ab“, erwiderte das junge Mädchen mit seinem Lächeln. „Vom Freier? Wieso? Ich verstehe nicht ganz...“ „Sagen wir, wenn z. B. ich Sie heirathen wollte, Fräulein Lilly, wie lange müßte der Brautstand währen?“ „Wie lange? Nur so lange, als ich brauchte, um Hut und Handschuhe anzulegen.“

Abend suchte ich Lilly's Mutter auf und hielt um ihre Hand an. Ihr Vater besitzt ein schönes Kohlenwerk in Schlesien — dies schickte ich Deinetwegen, lieber Vater, voraus, damit Du über ihre Verhältnisse beruhigt seiest. Sie ist nicht so schön wie die Fräulein Lindemayer, aber in ihrem lieben Gesicht liegt eine Fülle von Gemüth. Sie ist nicht so geistreich wie jene, aber klug und gebildet — an Schlagfertigkeit fehlt es ihr unter Umständen auch nicht. Sie ist kein Wirtschaftsrache, ist aber viel bescheidener und anspruchsloser als ihre verwöhnten Freundinnen. Kurz, ich glaube, ich werde sehr glücklich mit ihr sein. Und sie weiß mich auch zu behandeln. Bedenke doch, Papa, sie war im Ganzen zwei Minuten mit mir allein und wußte mich in diesen zwei Minuten zum Kriege!“

„Unglaublich!“ rief Fräulein Emilie am Abend auf der alten Wiefe, als das junge Brautpaar Arm in Arm an den Lindemayer's grüßend vorbeigegangen war. „Hegel hat sich mit Lilly Müller verlobt — mit unserer kleinen, unscheinbaren Lilly!“ „Der arme Mensch!“ sagte Fräulein Charlotte bebauernd. „Wahr-scheinlich hat er den Brunnenampf!“

Die Räthsel des Herzogs.

Der verstorbene Herzog von Sach-sen-Altenburg hatte, so erzählt die „Neue Badische Landeszeitung“, die Gewohnheit, so oft jemand bei ihm zum ersten Mal als Gast erschienen war, ihm zwei Räthsel aufzugeben. Das erste lautete: „Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?“ Wenn der Gestrage die Antwort schuldig blieb, sagte der Herzog mit vergnügter Miene: „Wenn man ein Zahnarzt wäre, man würde die Zeit den Zahn ausziehen.“ Dann fuhr er fort: „Und was würden Sie thun, wenn Sie ein Taucher wären?“ Natürlicher Weise konnte der Tauch auch diese Frage nicht beantworten, worauf der Herzog befriedigt sagte: „Wenn man ein Taucher wäre, man würde man in das Meer der Ewigkeit gehen.“ Königin Friedrich Wilhelms von Preußen hatte von der Liebhaberei des Herzogs für die beiden Räthsel gehört. Als er eines Tages Tischgesellschaft hatte, warb dieser im Verlaufe der Mahlzeit an: „Majestät, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zwei Räthsel aufgabe! Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären?“ — „Wenn ich ein Zahnarzt wäre“, sagte der König anscheinend nachdenkend, in erstem Tone, „würde ich — in das Meer der Ewigkeit tauchen.“ Dem Herzog blieb nichts besseres übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. „Majestät“, sagte er, „haben mit dem ersten Räthsel schon die Auflösung des zweiten errathen; um das zu können, muß man eben König von Preußen sein!“

Der neue Zerodent als Faust-kämpfer.

Im Jahre 1887 wohnte der Prinz Peter Karageorgiewitsch in Paris in der Rue Jouffroy 47 in einer kleinen Wohnung des dritten Stadtviertels, für die er 750 Franks Miete das Jahr zahlte. Wir haben, heißt es im „Gaulois“, den Miethsvertrag gesehen, den der Pförner des Hauses stolz herum-zeigt, und der von Herrn Peter Karageorgiewitsch selbst unterschrieben ist. Der Prinz lebte damals sehr bescheiden und prägte nicht mit seinem Prinzenrang. Im Gegentheil, er legte in seinem ganzen Wesen eine Einfachheit an den Tag, die fast geistig schien. So gestattete er niemals, daß man ihn Prinz nannte, weil seine bescheidene Vermögenslage mit diesem Titel nicht im Einklang zu stehen schien. Ein leidenschaftlicher Freund körperlicher Übungen, war der Prinz ein ausgezeichneter Reiter und ein fester erster Ranges. Auch das Boxen und der Sabatellkampf (eine Art „Boxen mit den Füßen“) hatten keine Bestimmnisse für ihn. Seine Meisterhaftigkeit in diesen Künsten zeigte er eines Abends, als er ziemlich spät und zu Fuß nach seiner Wohnung zurückkehrte. Auf dem Boulevard Malesherbes erluchten ihn zwei herulässig gebaute Straßenräuber, ihnen Alles zu geben, was er in seinen Taschen habe. „Was beliebt?“ fragte der Prinz ruhig. — „Deine Taschen sollst Du leeren“, sagten die Epigubnen, „aber Du bist ein Kind des Todes!“ Der Prinz sah ein, daß man mit solchen Leuten nicht erst lange verhandeln dürfe; er gab daher einem seiner Anreifer einen furchtbaren Faustschlag mitten in's Gesicht und dem anderen einen eleganten Fußtritt in die Magenenge. Halb-todt blieben die Beiden auf dem Pflaster liegen, und der Prinz legte ruhig nach Hause zurück. Die serbischen Beschömer mögen sich also in Acht nehmen.

Kusere Angend.

Institutsvorleserin (zu einem Fräulein, das etwas recht ungeschickt gemacht hat, erregt): „Hören Sie, Fräulein, Sie sind ein Kalk!“ Institutsfräulein: „Dante für Ihre mütterliche Zurechtweisung!“

Kufanwendung.

Richter: „Sie haben den Zank zwischen den beiden Ehegatten mit angehört, Zeuge, welchen Eindruck haben Sie dabei gewonnen?“ Zeuge: „Daß ich meiner Lebtag nicht heirathe, Herr Richter.“